Zeitschrift: Schweizer Spiegel
Herausgeber: Guggenbühl und Huber
Band: 47 (1971-1972)
Heft: 4

Artikel: Künstliche Paradiese : vom Sinn der Rauschmittel
Autor: Häberlin, Paul
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-1079960

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Ein Bekannter ist aus sehr fadenscheinigen Gründen aus einer grossen Fabrik fristlos entlassen worden. Er war wahrscheinlich unbequem. Er wehrte sich um sein Recht, denn man hatte ihm nicht nur die Existenz, sondern auch den guten Namen kaputt gemacht. Der Anwalt riet ihm dringend, sich mit einem schwachen Vergleich zufrieden zu geben, denn die andern sitzen doch am längern Hebelarm, und es mache sich schlecht, mit einem Arbeitgeber einen Prozess zu haben, selbst wenn man im Recht sei. Das würde eine andere Anstellung später ziemlich sicher verunmöglichen . . .

Ich weiss, solche Dinge passieren täglich. Wir haben uns abgewöhnt, uns darüber noch aufzuregen. Und wenn sich jemand aufregt, finden wir das unpassend und sind gerne bereit, ihn zu verurteilen, weil er uns in unserer Bequemlichkeit stört. Wir lehnen am liebsten den ab, dem Unrecht geschehen ist, weil wir uns dann zu keinen unbequemen Stellungnahmen aufraffen müssen. Persönlicher Einsatz in solchen Dingen schadet fast immer unserm gutbürgerlichen Ansehen. Wir laufen zumindest Gefahr, uns lächerlich zu machen, wenn nicht Schlimmeres geschieht.

Trotzdem müssten wir es tun. Denn auf die Dauer leisten wir unserer Gesellschaft mit unserem schwächlichen Hinnehmen und Zudecken von Ungerechtigkeiten und Unstimmigkeiten einfach Totengräberdienste.

Künstliche Paradiese

Vom Sinn der Rauschmittel

Von Paul Häberlin

1932 schrieb Paul Häberlin im Schweizer Spiegel (Februar-Nummer) vom Sinn und von den Gefahren der Rauschmittel. Es ist sehr interessant, diese «vierzigjährigen» Gedanken heute wieder zu lesen. Der Artikel wurde später in Paul Häberlins «Kleine Schriften» aufgenommen, die zum siebzigsten Geburtstag des Verfassers von der Stiftung «Lucerna», bearbeitet von Peter Kamm, 1948 publiziert wurden. Die Kleinen Schriften Paul Häberlins sind noch erhältlich beim Schweizer Spiegel Verlag.

Man könnte die wesentliche Bedeutung der Rauschmittel (im Gegensatz zu den Genussmitteln schlechthin und zu den Anregungsmitteln) kurz so zusammenfassen: sie helfen dem Menschen «ausser sich» zu kommen. Damit ist ihre wohltätige wie ihre gefährliche Wirkung angedeutet und ist zugleich ihr umfassendster Begriff charakterisiert. Wir verstehen unter Rauschmitteln in der Tat alle Mittel, welche den Menschen «berauschen» und so dem Aussersichkommen dienen können. Es gehören dazu nicht nur die sogenannten Rausch-Gifte, sondern zum Beispiel mancherlei «Zerstreuungen», Festlichkeiten, Geselligkeiten, Tänze (man denke an die ekstatischen Tänze der sogenannten Primitiven), unter Umständen sogar gewisse Formen des Sports, des Reisens, der Naturschwärmerei; auch das Verhältnis zur Kunst (oder was man so nennt) kann jene Bedeutung haben (Musik, Lektüre).
Das Aussersichkommen ist aber in zwei Varianten möglich, welche sich allerdings im gleichen Gesamtzustand vereinigen können. Dementsprechend ist auch die Wirkung der Rauschmittel verschiedenartig, zumeist komplex, mit Vorwiegen der einen oder der andern Art der Selbstentfremdung oder Befreiung vom Ich. Die erste Art besteht darin, dass wir uns nicht mehr oder nicht mehr so stark als gesonderte und quasi abgeschlossene Individuen fühlen, dass wir unsere Ichbetonung, unsere Selbstbehauptung und infolgedessen auch unsere Gegenwehr gegen das sogenannte Nichtich vergessen oder aufgeben, wodurch die Aussenreize ihre Kraft verlieren und die Schmerzen, die sie uns sonst zufügen, gemildert werden. Es ist als ob die Schranken zwischen Ich und Ausserich gefallen wären; wir schweben «selig» im All, kaum mehr unserer Ichheit innewerdend, allen Besorgnissen, ichhütenden Reaktionen und Auseinandersetzungen enthoben, umarmend die ganze Kreatur.
Die zweite Art des Aussersichseins besteht nicht so sehr in einem Verlieren des individuellen Ichgefühles überhaupt, als vielmehr in einer Abschwächung oder Einschläferung unserer moralischen Persönlichkeit. Was hier verloren geht, ist das Gefühl der Verantwortlichtkeit, der Verpflichtung, ist das Vermögen oder der Antrieb zur Unterscheidung von Recht und Unrecht, Gut und Böse, Edel und Gemein. Wir verlieren die Massstäbe, die wir sonst an uns selber anlegen, wir verlieren die Kritik im weitesten moralischen Sinne, welcher auch die logische Selbstüberwachung einschliesst. Wir nehmen sozusagen Ferien, nicht vom Ich überhaupt, aber von unserm moralischen, verantwortlichen, unter Zwecken und Idealen stehenden Ich; wir nehmen Ferien von der Kultur und werden «wie die Wilden» (das heisst, wie wir uns vorstellen, dass die Wilden seien). Wir lassen uns gehen, und eben auf diese Weise geraten wir «ausser uns». Wir sind nicht wiederzuerkennen.

Beide Arten des Aussersichseins werden immer wieder aufgesucht, bald vereinzelt, bald chronisch, und der Hang zu Rauschmitteln ist offenbar so alt wie die Menschheit und so verbreitet wie sie. Es müssen also wohl allgemein-menschliche Bedürfnisse dahinterstecken. Sie sind, in ihrer generellen Art, ohne Schwierigkeit aus eben den verlangten Wirkungen der Rauschmittel abzulesen. Wenn wir vom Ich loskommen wollen, so ist es uns offenbar nicht wohl bei diesem Ich; wir leiden an ihm, das heisst, wir leiden an den Schranken, die uns vom Ausserich trennen. Positiv: wir suchen die Vereinigung mit dem Andern, das «Aufgehen im All». Das ist das «mystische» Bedürfnis, welches von der Sonderexistenz des Menschen nicht zu trennen ist. Es soll nicht ein Ich und ein Anderes geben: ich selbst will das Andere, will mit dem Andern Eines sein. Das ist die «Veränderungssucht» der Mystiker, jene Sucht, von welcher der Eros nur eine Teilerscheinung ist. In jedem von uns lebt ein Mystiker, und nur der wäre ein vollendeter Philister, in welchem der Mystiker gestorben wäre. Wir sind alle mehr oder weniger Ekstatiker; Ekstase heisst Aussichherausgehen.

Wenn es uns anderseits drängt, unsere moralische Persönlichkeit, unser verantwortliches Ich zu vergessen, so liegt auch hier ein Bedürfnis zugrunde. Wir leiden an unserer moralischen Persönlichkeit, wir leiden an der Reflexion, in welcher wir uns selbst beurteilen. Denn diese Reflexion zerreisst unser Leben, macht aus uns zwei Menschen, einen handelnden und einen, der dies Handeln betrachtet, bewertet, kritisiert. Aber mehr als das: die blosse Tatsache der Reflexion würde uns nicht stören, wenn nicht jene beiden Menschen in uns sich gewissermassen feindlich gegenüberständen. So aber ist es, weil nämlich die Selbstbeurteilung nur selten, oder überhaupt niemals völlig, ein klares Ja zum beurteilten Selbst sagt. Selbstbeurteilung bedeutet immer mehr oder weniger Selbstverurteilung; und wenn das Bewusstsein dies nicht immer zugibt, so lügt doch das Gefühl niemals, und im Gefühl sind wir nie ganz mit uns zufrieden. So tut sich in der moralischen Reflexion in uns selbst jener Zwiespalt zwischen einem Ich und einem Du auf. Wir sind mit uns selber in ständiger Auseinandersetzung, und also entbehrt selbst unser Innenleben, gerade wie unser Verhältnis zum Ausserich, der Einheit und Ganzheit. Gerade daran leiden wir. Wir sehnen uns auch hier nach Harmonie, nach schrankenloser Eindeutigkeit des Lebens. Und sofern wir die Schuld am innern Zwiespalt eben der «moralischen Persönlichkeit» zuschieben, weil ja sie es ist, welche immer wieder die urteilende Reflexion und also den Zwiespalt hervorruft, möchten wir jenes moralische Ich aus uns verbannen und so dem ganzen moralischen Leben mit seiner Beunruhigung entgehen. Wir möchten in das naive, urteilslose, verantwortungslose Leben eintauchen. Wir möchten «schlafen», ausruhen zum mindesten vom moralischen Kampf, so wie wir es im natürlichen Schlaf bis zu einem gewissen Grade tatsächlich tun (denn die psychologische Bedeutung des Schlafes besteht nicht zuletzt darin, dass hier die moralische Persönlichkeit mit ihren Ansprüchen und Massstäben «schläft»). Aus diesem Grunde greifen wir zum Rauschmittel, welches also in diesem Falle nicht ein Mittel zur Ekstase, sondern ein Betäubungsmittel, ein Narkotikum ist.

Die gebräuchlichsten Rauschmittel unterscheiden sich in der Tat dadurch, dass die einen mehr ekstatische, die andern mehr betäubende Wirkung haben. Nicht selten vereinigen sie aber beides in sich, wie etwa der Alkohol, dessen ekstatisch-befreiende Anfangswirkung von einem ausgesprochen narkotischen Erfolg abgelöst wird, namentlich wenn die Quantität sich steigert. Man braucht sich nicht zu wundern, dass der Alkohol so beliebt ist, und zwar gerade bei der zivilisierten Menschheit, für welche ja sowohl die Schranke zwischen Ich und Ausserich als die reflektierte Zersetzung der innern Ganzheit besonders charakteristisch ist. Man möchte sein Lob singen. Äussere und innere Sorgen bricht er; er macht den trockenen Philister zum gelösten Ekstatiker, er reisst — dies ist seine gesellige Wirkung — die Schranken zwischen den Menschen ein und löst ihre Zungen und Herzen; er hilft über Weltschmerz aller Art hinweg, welcher ja zuletzt immer Lebensschmerz und zwar Schmerz über die Unganzheit unseres eigenen Lebens und über unsere eigene im Spiegel der moralischen Reflexion erscheinende Hässlichkeit ist.

Ich möchte nicht, dass dieses Lob ironisch genommen würde. Man mag ihm schweren Tadel und Vorwurf an die Seite setzen, das ist durchaus begründet und berechtigt, wenn man an die physiologischen, sozial-moralischen, volkswirtschaftlichen Verwüstungen denkt, welche direkt oder indirekt

---

3 Photos
von Dölf Preisig, Zürich

Skirennfahrer

Vorderseite:
Wie von Fliegen umschwärmt . . .
Hinterseite,
oben: Ihr könnt mir alle . . .
unten: Ich habe Wichtigeres zu tun.

mit dem Alkohol oder andern Rauschmitteln zusammenhängen. Aber dadurch werden die Tatsachen, welche immer wieder zum Lob des Giftes Anlass gegeben haben, nicht aufgehoben, und es wäre falsch, sie zu leugnen.

Wahr ist aber, dass gerade in der wohltätigen Wirkung der Rauschmittel für den erholungsbedürftigen Menschen eine Gefahr begründet ist. Ich meine jetzt nicht jene oben angedeuteten physiologischen, sozialen, volkswirtschaftlichen Schädigungsmöglichkeiten, deren Erörterung eine Sache für sich wäre und die ja übrigens für viele «nichtgiftigen» Mittel kaum in Frage kommen, sondern ausschliesslich eine innerseelische, ganz persönliche Gefahr (mit welcher allerdings die physiologische wie die soziale zusammenhängt, was ja angesichts der Einheit des leiblich-seelischen Menschen und angesichts der sozialen Verhaftung des Einzelnen selbstverständlich ist).

Was zunächst die ekstatische Wirkung betrifft, so liegt hier die persönliche Gefahr einzig in der Gewohnheit, in der «Sucht». Es ist dem Menschen nicht beschieden, allzuoft oder allzusehr ausser sich zu sein, ohne sich selbst zu gefährden. Die Einzelnen sind verschieden und vertragen ein verschiedenes Mass. Aber für alle gibt es Grenzen der Gesundheit, im psychologischen ebensogut wie im physiologischen Sinne. Die Gewohnheit der Berauschung führt zu einer Art von Lockerung der individuierten Persönlichkeit, welche, da sie eine Schwächung des Selbsterhaltungswillens und der Selbsterhaltungskraft bedeutet, sich auch seelisch als Mangel an Widerstandskraft gegen äussere Einflüsse, an zielstrebigem Willen, an Energie des Kampfes und des Durchhaltens offenbart: Die Rauschsucht vernebelt gewissermassen die ganze Persönlichkeit. Es gehört nun einmal zum Menschen, dass er sich bis zu einem gewissen Grade abschliesst, bei sich selbst erhält, sich andern entgegensetzt und sich mit ihm auseinandersetzt, dass er seine Vorteile wahrnimmt und die ihm drohenden Gefahren klar erkennt. Die innere Gesundheit verlangt, dass dem Mystiker in uns durch den Philister in uns seine (immerhin verschiebbare) Schranke gesetzt werde. Durch die Berauschungsgewohnheit wird die Schranke zu stark oder zu dauernd herabgesetzt, die Lebensklarheit und Zielsicherheit verschwindet, der Mensch treibt dem persönlichen Verfall entgegen. So wohltätig das Mass ist, so gefährlich wird das Übermass. Das Rauschmittel ist ein Medikament des Lebens, aber es kommt auf die persönlich zuträgliche Dosierung an. Und gerade diejenigen sind der Gefahr der Übersteigerung ausgesetzt, welche es an sich nötig haben und welchen es in richtigen Abständen und im richtigen Masse gut tut. Es verhält sich daher mit den Rauschmitteln nicht anders als mit jedem Genuss überhaupt. Aller Genuss, so nötig und wohltätig er ist, hat verführende Kraft, und wer einmal süchtig geworden ist, den führt er zum Ruin.

Dies alles aber ist allzubekannt, als dass es nötig wäre dabei zu verweilen. Komplizierter sind die Gefahren derjenigen Rauschmittel, welche wesentlich Betäubungsmittel sind oder eben als solche gesucht und verwendet werden, wobei wiederum nicht ausschliesslich an sogenannte Gifte zu denken ist. Betäubung ist hier als Herabminderung der moralischen Urteilsintensität gemeint; ihr Zweck ist die Rettung vor dem Gefühl der moralischen Unzulänglichkeit oder Hässlichkeit, welches aus der Selbstkritik entspringt; ihre Wirkung ist einem Waffenstillstand im moralischen Kampf, in der Auseinandersetzung mit uns selbst vergleichbar. Und darin besteht ihre Wohltat.

Es gibt Menschen, welche geneigt sind, diese wohltätige Wirkung schon an und für sich als eine Schädigung oder doch als moralisch bedauerlich und also als das Gegenteil einer objektiv bestehenden Wohltat zu taxieren. Sie sind der Meinung, dass es nicht nur eventuell gefährlich, sondern in jedem Fall moralisch unzulässig und also ein Unrecht sei, sich der moralischen Selbstbeurteilung wenn auch nur auf Zeit zu entziehen. Aber das sind Moralisten, die so urteilen, und ich glaube, dass es eine höhere Moral gibt als den Moralismus. Wenn jede Gefechtspause im moralischen Kampf zu verurteilen wäre, dann müsste auch die Tatsache des natürlichen Schlafes bedauert werden, dieser grossen und segensreichen Institution der Erholung gerade von den Strapazen der innern Auseinandersetzung. Und es gibt ja wohl in der Tat Moralisten, welche nicht nur die verschlafene Zeit sich reuen lassen, sondern es sich nicht verzeihen können, dass sie in ihren Träumen (diesem Index der seelischen Verfassung im Schlafe) ganz offenbar die logische und auch die moralische Selbstkritik in manchmal bedeutendem Masse verlieren. Mögen sie sich auf ihre Intoleranz etwas zugute tun; bessere Menschen sind sie und werden sie dadurch nicht. — Aber man könnte sagen, der Schlaf sei immerhin ein natürliches und ausserdem nicht zu vermeidendes «Betäubungsmittel»; er solle genügen, und es dürfe nicht durch künstliche (das heisst willkürlich gewählte) Mittel so etwas wie ein künstlicher morali-

scher Schlaf gesucht werden. Aber wenn der natürliche Schlaf tatsächlich nicht genügt? Es sind ja nicht alle Menschen gleich, und es gibt für manche von ihnen Verfassungen oder Zeiten, in denen der Schlaf, selbst wenn er nicht gerade durch die innere Unruhe selber unruhig oder verkürzt sein sollte, jene ihm obliegende Regeneration der Kampfkraft oder Kampffreudigkeit allein nicht zustande bringt. Ist da das Narkotikum, entweder direkt als Schlafmittel oder dann als Mittel zum «Schlafersatz», unbedingt zu verurteilen? Ist es unzulässig für den, der erfahren hat, dass es ihm über Krisen der Mutlosigkeit gerade im moralischen Kampfe hinweghilft und ihn so befähigt, diesen Kampf wieder zu beginnen, statt in Verzweiflung alles von sich zu werfen?

Es ist noch etwas anderes zu bedenken, wenn man dem Betäubungsbedürfnis gerecht werden will. Die moralische Selbstkritik ist ihrerseits nicht immer so geartet, dass sie als gesund und gerechtfertigt bezeichnet werden könnte. Es gibt Menschen, die sich damit nicht nur auf eine unnötige und unfruchtbare, sondern auf eine sachlich unberechtigte und daher gerade moralisch schädliche Weise plagen. Dies ist immer dann der Fall, wenn sie sich an falschen Idealen messen. Falsche Ideale sind solche, welche nicht auf dem Grunde der tatsächlich vorhandenen Leistungsfähigkeit und daher der persönlichen Bestimmung erwachsen sind, welche also der Persönlichkeit nicht entsprechen. Sie können im Lauf der Erziehung und des gesellschaftlichen Lebens in einer feststehenden Sitte, also auf dem Wege der Suggestion erworben sein, können aber auch interne Fehlbildungen darstellen, auf Grund einer schiefen Entwicklung des Charakters (wie dies in frühern Aufsätzen im «Schweizer Spiegel», zum Beispiel über Kompensationen, über Minderwertigkeitsgefühle, über Motive der Berufswahl, dargestellt worden ist). Sie können qualitativ falsch sein, das heisst Anforderungen enthalten, die nach ihrer Art den vorhandenen Leistungsmöglichkeiten oder Begabungen nicht angemessen sind, oder quantitativ übersteigert, das heisst so, dass sie über die maximalen Leistungsfähigkeiten des Trägers hinausgehen. Alle Vollkommenheitsideale vereinigen in sich beide Arten der Unangemessenheit. — Wer nun das Unglück hat, sein Selbsturteil auf Grund von falschen Idealen bilden zu müssen, der leidet in dieser moralischen Auseinandersetzung nicht nur — was keinem erspart werden kann und auch wohl keinem erspart werden soll — am Zwiespalt zwischen Ideal und Wirklichkeit überhaupt, sondern er leidet, und dies ist sicher unnötig und sogar moralisch schädlich, an teilweise falschem oder übertriebenem Unzulänglichkeitsgefühl. Wollen wir auch ihm die Wohltat der zeitweiligen «Flucht» aus dieser unerträglichen Situation versagen? Ich weiss sehr wohl, dass diese Flucht nicht das Letztgültige und Letztrichtige ist; richtiger wäre es, die ganze Situation zu sanieren dadurch, dass die falschen Ideale durch richtige ersetzt würden. Es wird davon noch die Rede sein. Aber inzwischen, solange diese gründliche Remedur nicht geschaffen ist oder nicht geschaffen werden kann (oder wo sie überhaupt nicht mehr möglich ist), wollen wir hart über die geplagte Kreatur urteilen, wenn sie sich hilft, wie sie kann?

Ich habe einen sogenannten Quartalsäufer gekannt — und ich glaube, dass viele, wenn nicht alle Fälle des Quartalsäufertums oder allgemeiner der periodischen Betäubungssucht ähnlich geartet sind wie der seinige — für den sein zeitweilig sinnloses Trinken und Sichbetrinken sozusagen die Rettung vor der restlosen Verzweiflung und wahrscheinlich vor dem Selbstmord bedeutete. Er trank nur, wenn die tiefste Depression im Anzuge war, und wer ihn kannte und die Zeichen beobachtete, konnte den Anfall der Trunksucht voraussehen. Das war ein Mann, der sich auf Grund falscher Ideale innerlich aufrieb, in irregeleitetem moralischem Kampf, und dem zu Zeiten der natürliche Schlaf nicht mehr genügte, um Vergessenheit und Erholung zu finden. Dann stürzte er sich in den narkotischen Schlaf.

Im übrigen darf man, wie immer wieder zu betonen ist, nicht stets nur an Rauschgifte im eigentlichen Sinne denken, wenn von Betäubung und Betäubungsmitteln die Rede ist. Es gibt andere Mittel, die deshalb weniger auffallen, weil ihre Wirkungen oder Folgen entweder nicht unmittelbar in die Augen springen oder in physiologischer oder sozialer Hinsicht in der Tat weniger tiefgreifend sind. Es gibt Menschen, die sich durch Musik, vielleicht auch im Kino oder durch andere «Zerstreuungen» so «narkotisieren», dass sie auf Zeit über den innerlich begründeten Weltschmerz hinwegkommen. Es ist aber nicht gesagt, dass derartige Mittel, so harmlos sie erscheinen, weniger Gefahren in sich bergen als die eigentlichen Rauschgifte.

Gefahren? Ja, solche gibt es gewiss. Ihnen ist die zweite Hälfte dieser Abhandlung von Paul Häberlin gewidmet. Wir werden sie im nächsten Heft publizieren.

Redaktion Schweizer Spiegel